

Italienische Ferienreise

Autor(en): **Schaffner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 9

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667008>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Italienische Ferienreise

Von Max Schaffner.

Vier Reisepässe, vier Visa, mit viermal acht Photos belegt, einige gute Autokarten, der revidierte Wagen mit vier Koffern planvoll bepackt — und vier Schweizerherzen voller Sehnsucht nach dem Süden: so sitzen wir am Fuße der Burg Schwyz im alten Bellinz noch einmal beim heimischen Café complet. Zehn lange Sonnentage werden wir darauf verzichten und dafür bei süßen Früchten und guten Weinen am Mittelmeer träumen.

Nach böse Geister wollen sich breit machen mit dunkeln Gerüchten von Raubüberfällen, mysteriösen Diebstählen, Lug und Trug. Vielleicht haben wir uns gerade deshalb zur selbständigen Autoreise ins fremdgewordene Nachbarland entschlossen, den Wirklichkeitsgehalt dieser romantischen Vorahnungen zu erproben. Den unerforschlichen Mächten des Geschickes zum Tribut verfassen wir in letzter Stunde ein Testament, das meine Frau frohgemut der Post übergibt. Ein schnittiger Mailänderwagen mit feinen aufgeschlossenen Leuten wirft unsere letzten Grillen über Bord. Die kleine Reisegesellschaft will nach Zürich — und wir empfehlen einander gegenseitig ein wirklich gutes und sicheres Hotel.

Chiasso. Ungeduldig wartet unser Wagen auf dem Streifen Niemandland vor dem großen Gitter. Dann singen wir auf der langen Autostrada in frischer Ferienlaune: „... Aber der Wagen, der rollt!“

Lange, lange rollt er, ohne Hindernis. Der Horizont der weiten lombardischen Ebene scheint im Unendlichen zu liegen. Wir zitieren frei nach Morgenstern: „Ein Weg führt durch die Welt — es ist ein Weg, sonst nichts!“ „Mille miglia“, die immer wiederkehrende Reklametafel zeigt besser als alle Karten an, daß wir auf der Hauptstraße sind. Aus einer geköpften Chiantiflasche füllt ein brauner Giovanni den heißen Motor Kühler mit frischem Wasser, während wir unsere erste Schweizerchokolade zusammenschlecken — denn es ist warmer Pudding daraus geworden.

Milano. Es ist, als hätte sich das Riesenrad

der Stadt aufgerafft, in seinem Herzen den Gipfel der Sehnsucht zu schaffen: den Duomo. Und in einem weiteren Sinne bleibt das „achte Weltwunder“ der jahrhundertalte Ausdruck stolzer Himmelsstürmer für die ganze Lombardei, für das ganze Italien. Der Begriff Wolkenkratzer tut hier weh, weil es da kaum Wolken gibt. In den Himmel wollten sie wachsen, die mächtigen Geschlechter mit ihren großen Künstlern. Die oberste Turmspitze kann nicht mehr erklettert werden. Dort werden jetzt die Wunden des Krieges geheilt. Die zerstörten Häuserblöcke ringsum müssen warten; die meisten stehen noch als stumme Zeugen in ihrer armen Nacktheit da — fast wie die Krüppel und Bettlerinnen an den Straßenecken hocken oder liegen. Unser Hotel ist angenehm sauber. Die Leute sind äußerst hilfsbereit. Wir fühlen uns sicher.

Morgen. Klarblauer Himmel. Die Stadt hält uns nicht länger. Wagen und Wagen gefüllt mit rosigen Pfirsichen, starten wir weiter nach Süden. Die Erinnerung an Meister Leonardos vertünchtes Wandgemälde in der Chiesa Sta. Maria delle Grazie stimmt uns leicht wehmütig.

Ueber dem Ticino wird unser kleines Schweizerherz wieder warm. Wir singen ein patriotisches Lied. Prompt folgt uns ein TI-Wagen. Der Po erscheint als ein unverschämt weites, ödes Riesbett, das auf die Flut wartet. Unsere eigene Sehnsucht nach dem frischen Quell haben wir begraben. Wir halten uns an die billigen, saftigen Pesce, vierzig Lire al Kilo, das sind fünfundzwanzig Rappen. Wir lernen den Kleinen, scharfen, bitter süßen caffè nero schätzen und Hitze mit Hitze vertreiben.

Heute verachten wir die imposante Autostraße und wählen den Weg durch die Dörfer der Ligurischen Alpen. Ein malerisches villagio al passo verlockt uns zu einem bunten Picnick alla strada. Melonen, Tomaten, Pfirsiche schmecken da am besten. In der Latteria erhalten wir frische, kalte Milch.

„Sist dir denn vor dem Bang nicht bange?“ meint Kamerad Ernst vorsichtig. Er packt sich

einen Liter Milch ein, den er im Hotelzimmer in Genua kochen will. (Aber die saure Brühe sollte ihm nicht mehr schaden.)

Die gute Milchfrau lechzt nach Schweizer-Schokolade. Froh, das fette, elastische Mus loszuwerden, überlassen wir ihr gerne den ganzen Rest der Tafeln bis auf eine, die noch etwas länger in Form zu bleiben verspricht.

„Buon giorno!“ Ein unvorsichtiges Gähnen versetzt uns alle in die pikante Vision: Boulet! Boulet! ... Aber es gelingt dem vorsichtigen Chauffeur nicht.

In Genua nimmt die Jagd nach einem passenden Hotelzimmer fast groteske Formen an. Unser CH-Wagen kriecht durch wüste, löcherige Straßen und enge Gassen, klettert auf malerische Terrassen à la Zürich und wieder hinunter ans blaue Meer. Da ist es, das Meer, das weite, unfaßbare, die flutende Sehnsucht ohne Ende.

Aber unsere erste Sorge bleibt: Schlafen. Widerwillig parkieren wir schließlich vor einem Albergo, der den guten Preis von Mailand überbietet. Da erwische ich in der Dämmerung zwei nette junge Herren. Der eine interessiert sich eifrig für unser Schicksal und ergattert durchs Telephon endlich das, was wir suchen: „Albergo Porto Principe“, eine Nacht mitten im Hafenviertel.

Kamerad Hans, unser Chauffeur Nummer eins, besitzt noch genau soviel Energie, den freundlichen Studenten heim zu führen und den Wagen „unter der Erde“ zu versorgen.

In einem jener unheimlich engen, finstern Gemäuer, hoch über dem lauten Hafengewimmel, rüsten wir uns zum nächtlichen Spaziergang. Ein unbeschreiblicher Markt empfängt uns. Melonenschlürfende Müßiggänger, feilschende Händler, bunte Muslagen, Kartenspieler, Bettler, unruhige Masse, streitende Buben, saubere weiße Matrosen ... und vier fremde Svizzeri, die sich ein einigermaßen anständiges Restaurant suchen.

Wir finden es. Das Essen schmeckt gut und ist billig. Sogar das undefinierbare Fischgericht ist genießbar. Alles ist warm, auch der Wein und das Mineralwasser. Einzig das bessere Bier ist gelegentlich kalt, ziemlich kalt. Der Cameriere

bringt Eis. Auf Gelati verzichten wir. Das haben wir einander versprochen. Unser Magen soll gesund bleiben.

Um zehn Uhr denken wir ans Schlafen. Da merken wir auf einmal, daß wir nicht mehr müde sind, daß wir noch nicht schlafen können — daß da überhaupt niemand schläft. In der Anlage vor unserm Albergo stehen, liegen und tockeln sie umher, die Genueser. Rudelweise spielen die dunkeln Kinder friedlich miteinander, wie etwa in einem schweizerischen Kinderheim mit der Gärtnerin. Aber da scheint alles ohne Aufsicht, ohne Organisation, ohne Angst seinen Weg zu gehen. Wir bestaunen die rührende Sorglosigkeit einer Mutter, die uns das tägliche Treiben unter der Mittelmeersonne erklärt. Vor Mitternacht könne auch das Kleinste der Kleinen nicht schlafen, einfach weil es zu heiß sei. Darum seien sie alle da, einfach da. Und das sei überall so, nicht nur hier am Porto Principe. Viele Leute übernachten in einem der Kasenbeete. — Und die vier jungen Schweizer schämen sich beinahe, ihr Portemonnaie so mißtrauisch im Hotel versteckt zu haben.

Am andern Morgen wälzen sich immer noch einige Leiber am Boden, träge, zufrieden, selbstgenug.

1. August. Wir sitzen am Meer. Die salzigen Badefreuden befremden ein wenig — aber das Meer, das große, gewaltige entschädigt alles mit seinen breiten Wogen, seiner stillen Größe und Einmaligkeit.

Schweigend schleichen die vier Svizzeri vom Garten „Eden“, unserm Albergo in Albisola, hinaus an den endlosen Strand, wo die Einheimischen bereits in der Dämmerung liegen und plaudern oder schweigen. Hans hat einen verwaschenen Stecken gefunden, den die nimmermüden Wellen herangeschwemmt haben mögen. Ich klaube meine kleine Wunderkerze hervor — und sie leuchtet, der tollen Luna zum Trotz, in die stille Nacht hinein. Feierlich empfängt die Helvetia ihr heilig Lied. Langsam horchen die fremden Leute auf nach dem fremden Tun. Sie beobachten aufmerksam unser seltsames Treiben. Denn jetzt flackern auf einmal unsere bengalischen Hölzer rot und grün. Fan-



Florenz

ciulli und Bambini umstehen uns staunend in respektvoller Ferne. Kaum ist eines zu bewegen, ein magisches Bündholz zu halten. Erst als wir den wartenden Müttern im Sande erklären, daß jetzt die Schweizerkinder so tun und dazu mächtige Funken machen — da halten auch Teresita und Maria-Rosa verlangend ihre Händchen hin und hüten das schöne Flämmchen, das *fiammifero svizzero*! Uns wird ganz warm ums Herz — wärmer noch, als im letzten Jahr auf 3000 Meter Höhe in der Walliser Bergwelt, als uns das kleine Augustfeuer wirklich an Seele und Leib erwärmen mußte.

Eine gigantische Riesenrakete wünschten wir uns jetzt, um den Mittelmeermenschen zu zeigen, wie hoch und herrlich die Schweiz sei. Aber vielleicht ist es viel besser, viel echter: das kleine stille Leuchten in Albisola.

Gerne vergessen wir über der heimeligen kleinen Bundesfeier am Meeresstrand das freche Mißgeschick von Albenga, wo wir plötzlich vom

Mittagessen aufgeschreckt werden. Ein forscher Lancia schämt sich nicht, unsern brav parkierten Peugeot gleich mit dem „Corriere de la sera“-Wagen zusammen zu rammen und unsere Koffern zu stauchen. Ein rascher Auslauf zerstört die friedliche Mittagsruhe. Gewürzt mit ekstatischen Flüchen, versucht sich der Sünder aus der „Bagatelle“ zu ziehen. Die Polizei schläft und muß erst durch ein mutiges Schweizermädchen geduldig wachgerüttelt werden, um dann ebenso machtlos da zu stehen.

„Non toccare!“ spalten die feckeren Jungen, „non toccare, svizzeri!“ Dabei deuten sie gräzios auf die saubere Carrosserie und versuchen, über den geringen Schaden zu lächeln.

Tatsächlich haben wir auf unserer langen Heimreise durch bombardierte Dörfer und Städte auch über unser kleines Verkehrsopfer zu lachen gelernt. Ungezählte kleine und größere Liebenswürdigkeiten der galanten, dienstbereiten Bevölkerung haben uns mehr als entschä-

dig. Verloren geht in diesen Tagen gar nichts, als was wir selber verschleudern. Unsere Angst vor Diebstahl, unser gepflanztes schwerblütiges Mißtrauen wird mit unterwürfigem Entgegenkommen belohnt. Um eine Auskunft bittend, werden meine Frau und ich in Pisa zum Caffè geladen und dürfen ihn nicht bezahlen. Allerdings suchen wir mit den begehrten Zigaretten jedes Schuldgefühl zu ersticken — besonders gegenüber den flotten Matrosen, die uns mit lebenswürdiger Geste ein Kriegsschiff bis in alle Details erklären, soweit wir es verstehen.

Mit Bewunderung stellen wir fest, daß dieses von den Schrecken des Krieges so schwer heimgesuchte Volk keine einzige Ansichtskarte seiner grotesken Ruinen verkauft. Kein Fluch über die „bösen Tedeschi oder Americani“ kommt über die Lippen der Gefrankten: Es ist nur Bedauern, Trauer, stille Trauer und Ergebenheit in das unabänderliche Geschehen. Wie ein strahlendes Symbol für diesen Glauben stehen überall die meist unverlehrten Kirchen, von der bescheidensten Chiesetta bis zum prunkvollen Dom, als monumentale Zeugen.

Firenze. Das ist die Stadt, die uns am stärksten gefangen hält. Es ist schön und interessant, in Pisa auf den schiefen Turm zu steigen, die wundervolle Kathedrale zu bestaunen und die ganze Nacht dem Lärm des Brückenbaus zuzuhören. (Alle sieben Brücken über den Arno wurden während des Krieges gesprengt.) Florenz aber möchte uns allein eine Woche an die unvergleichlichen Kunstschätze im Palazzo Pitti fesseln. Der prächtige Dom, die feinen Paläste und gepflegten Geschäftsstraßen kompensieren das letzte Heimweh zum Meer. Die Zerstörungen des Krieges haben zwar auch hier die beiden Ufer des Arno in ein Gemisch von Wüste und Markt verwandelt; aber auf dem Ponte Vecchio herrscht trotzdem geschäftiges Leben. Die reiche Toscana bietet ihre Früchte in hunderter Fülle. Schlürfend steckt der schlendernde Passant sein Gesicht in ein mächtiges Melonenstück und erklärt uns den sinnvollen Spruch: „Si mangea, si beve, si lava la faccia!“ (Man ißt sie — man trinkt sie — man wäscht sich das Gesicht.) — Bis tief in die Nacht hinein erhält der beste Brunnen auf dem weiten Piazza Besuch.

Viel Volk holt sich da den kühlen Trunk von Fiesole, woher das gute Wasser kommen soll. Und auf den Stufen des Postaments spielen die halbwüchsigcn Jungen unermüdlich eine Art Billard mit — Mineralwasserflaschen-Deckeln, die sie geschickt über die Steintritte spicken, mit viel Lärm und viel Grazie.

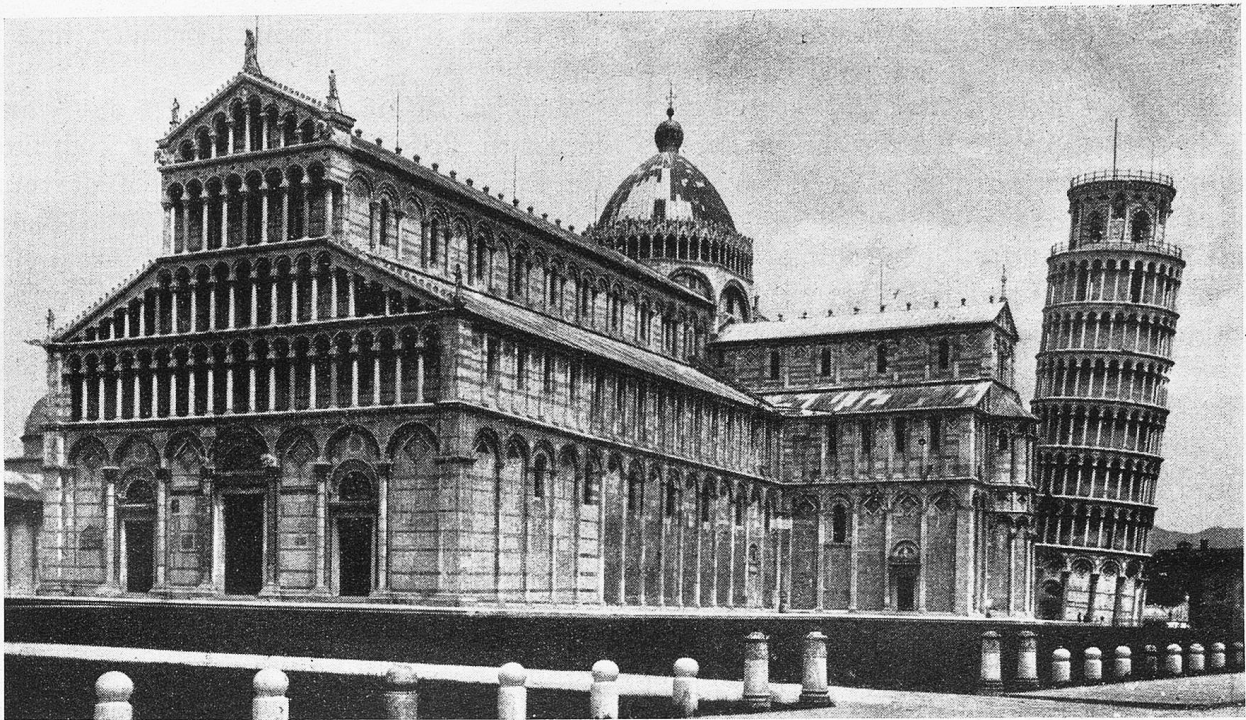
Reich beschenkt mit hunderd Eindrücken fahren wir über die romantischen Pässe der apenninischen Alpen nach Bologna, wo uns wieder die weite lombardische Ebene aufnimmt. Ein vollständig bombardiertes Ruinendorf (Pianoro) zwingt uns in später Abendstunde noch zum Aussteigen. Ernst und schwer ragen die gespenstischen Steinsäulen, die Bruchstücke von Mauerresten in den nächtlichen Himmel: riesige, verkrüppelte Schattenfinger — das Grabmal des unbekanntcn Dorfes. Ein gesprächiges Weib führt uns den elenden Rest der einstigen Siedlung von etwa 1000 Einwohnern vor Augen, in dem jetzt drei Familien notdürftig haufen. Dann trinken wir wieder den seltsamen Kontrast: die frischgrüne Landschaft der Toscana mit ihren herrlichen Gainen von Oliven, Reben, Pinien und Zypressen.

Den Abend in Bologna feiern wir bei einer großen Portion Spaghetti — wahrhaftig à la Bolognese!

„Nichts wäre leichter zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen,“ spotten wir, weil es nun Zeit ist, heimzukehren. Die alte Römerstraße, die schnurgerade *Aemilia*, ruft historische Gefühle wach. Und auf der provisorischen Pontonbrücke über dem Po erinnern wir uns plötzlich unserer Vorfahren, die da unten so hartnäckig gekämpft hatten. Trotz der knappen Zeit beschließen wir vor Mailand, das schicksalbeschwerte Marignano — jetzt Melegnano — aufzusuchen.

Wieder einmal irrt unser Peugeot geduldig über Straßen und Sträßchen, von Stein zu Stein, buchstäblich, denn auf dem Friedhof, auf dem Dorfplatz, in Feld und Wald suchen wir nach irgend einem Denkmal, einem Monumento.

Die freundlichen Bauern scheinen keinen Begriff von unserer großen Schweizergeschichte zu haben — auch nicht von ihrer eigenen. Wir entdecken schließlich eine schöne Figur, sorgfältig



Dom mit schiebem Turm in Pisa

umzäunt von einem eisernen Hag, mit „Morgensternen“ besetzt. Das Tor ist verschlossen. Schnell ist die zweifelhafte Helvetia mit dem letzten Lichtstrahl der untergehenden Sonne ins lüsterne Objekt gebannt. Aber die von Kamerad Ernst eifrig entzifferte Jahreszahl 1859 straft alle unsere Bemühungen. Nach altem Schweizerstolz werden wir nun erst recht ungeduldig und ausdauernd. Zurück ins Dorf! Maestri und Cappellani werden aufgesucht. Ein rührender Volksaufmarsch bildet sich auf dem kleinen Platz. Was vier kleine Schweizer alles wissen wollen! Auf eine leise Vermutung hin fahren wir wieder los und entdecken nach einigen Irrwegen eine noch kleinere Siedelung: Mezzano. Der dortige Kaplan wird durch die dienstfertigen Bauern einfach aus der Kirche geholt — die Kinder singen ruhig weiter — und der gute schwarze Mann erzählt mit einem nimmermüden Eifer, was er weiß, vielleicht auch noch viel mehr. Erfassen können wir davon, daß gerade da, wo wir angehalten, das vermutete kleine Kapellchen stehe, hinter dessen Gitterstäbe ein gewisses Knochengrab, ein ossario, ruhe, das sich auf die Battaglia dei giganti beziehe. Die Ueberlieferung scheint aber derart durch weitere kriegerische Ereignisse und durch

die Jahrhunderte getrübt zu sein, daß man nicht sicher sagen könne ...

Nun sind wir erschöpft. Jedenfalls aber freuen wir uns wie Kinder an diesem bescheidenen Fund auf der Jagd nach einem Denkmal für die Taten unserer Väter — unserer „Giganti“. Damit treten wir den Rückzug von Margignano an, der im doppelten Sinne zu einem solchen wird, weil der Benzintankzeiger auf Null steht. Geduldig rechnen wir mit einem Fußmarsch — den „verwundeten Wagen“ in der Mitte — aber wir sollten noch einmal besser davonkommen. Die Lücke der Technik spielt uns nicht nur die notwendigen 15 Kilometer, sondern auch noch die nächtliche Rundfahrt um den Duomo zu, auf der wir unser letztes Nachtquartier finden.

Die Rückfahrt auf der schönen Autostraße wird zu einem Jubiläum. Wir taufen den Weg „Strada delle Sigarette“, weil Ernst, unser Chauffeur Nummer zwei, seine letzten Reste dieser Währung herrlich souverän auf die Straße streut, wo immer ein Arbeiter, ein Bauer oder auch nur ein rauchwürdiger Junge steht.

In Como sind wir so weit, daß die Lire noch zu einem Sack süßer Trauben ausreichen.

Der Zoll will nichts wissen von unsern wenigen Ricordi. Aber eine lebendige Erinnerung heftet sich an meine Frau: ein lieber, kleiner Turinerbub. Seine Mutter hat ihn zur Grenze gebracht und jammert nun darüber, daß er von seinen Pflegeeltern nicht abgeholt werde. Bald aber sind sich Mutter, Zöllner und wir alle einig, daß Cesare mit uns über die Alpen an den Zürichsee reist und dort abgegeben wird. Auf dem Bernardino singt er mit seinem feinen Stimmlein „Ave Maria“, und wir summen ihn

mit einem „Dormi, piccolo bambino!“ in den Schlaf.

Daheim. Cesare erwacht munter aus seiner schwarzen Reise. Vor mir auf dem Tisch liegt ein Stück weißer Marmor, ein Stück Carrara. Eine lustige Melone duftet aus der Fruchtschale: „Si mangea, si beve . . .“ Darüber thront eine „Maria della sedia“ und von der Wand gegenüber schaut Raffaels Verlobte mit feinem Stolz auf unsern italienischen Land: ein ganz kleines Stück Firenze, ein Stück Italia.

DER REICHE MANN

Ein Mann, namens Zacharias, war so reich, daß er nicht wußte, wohin mit seinem Geld. Da träumte ihm eines Nachts, er sei gestorben. Eine kleine Wolke trug ihn empor, dann mußte er noch ein Stück Weges selber gehen und stand endlich vor einem hohen Portal. Die Türflügel waren aus reinstem Gold und mit Diamanten besteckt wie mit funkelnden Sternen. Hier bin ich gewiß am richtigen Ort, dachte Zacharias, und klopfte an. Das Tor ging auf, und ein Engel stand da mit einem schönen und strengen Gesicht.

„Dies ist das Tor der Armen,“ sagte er und schloß die Tür.

Wie muß da erst das Tor der Reichen aussehen! dachte Zacharias und ging den einzigen Weg, der einem Felsen entlang führte, weiter. Doch kein anderes Tor zeigte sich. Der Weg wurde immer schmaler, und Zacharias stürzte ab und erwachte.

Ein paar Tage ging er ganz verstört umher. So ist es dort, dachte er, nur für die Armen gibt es einen Eingang, und als er wieder fähig war, richtig zu denken, überlegte er, wie viel Jahre zum Leben ihm noch bleiben mochten. Er war über siebzig; mochten noch ein paar Jährchen hinzukommen, nun, den größten Teil seines Lebens war er reich gewesen. Warum sollte er dieses letzte Teilchen nicht in Armut verbringen, wenn dann . . . Also verschenkte er seinen Besitz. Einen großen Teil davon vermachte er einem Armenhaus außerhalb der Stadt, in dem er seine letzten Jahre zu fristen gedachte.

Hier lebte er in einem Zimmer, das für ihn behaglich eingerichtet worden war. Das Essen war gut, wenn auch nicht üppig, was seiner Gesundheit zugute kam. Als er eines Tages im Garten saß, gesellte sich sein Zimmernachbar zu ihm und fragte, ob es wahr sei, daß er ein Vermögen besessen und verloren habe.

„Nicht verloren, verschenkt,“ antwortete Zacharias, worauf der Frager ihn so verächtlich anschaute, daß ihm das Blut in die Wangen stieg.

Er fühlte, daß er sich rechtfertigen müsse, redete von der Last des Reichtums, vom Unheil, das Geld anzurichten vermöge, doch unter dem Blick des Nachbarn verhedderte er sich. Da er sich verständlich machen und doch nicht verraten wollte, kam es, wie es in solchen Fällen geschieht, er faselte etwas von einem Kamel, das durch ein Nadelöhr spazierte und verstümmte verlegen.

„Ja,“ sagte der Alte, der sich verhöhnt fühlte, „Kamel ist richtig,“ und er entfernte sich, ohne sich genauer auszudrücken.

In der Nacht darauf hatte Zacharias wieder einen Himmelstraum. Das bekannte Wölklein hob ihn empor bis zur Stelle, wo er selber weitergehen mußte. Fröhlich pilgerte er dem Himmel entlang und kam zu einem Tor, das wie ein Nadelöhr geformt war. Die feinen Ränder waren aus Gold und die Türflügel, die sich dem schmalen Oval anpaßten, aus Silber. Hier bin ich nun am rechten Ort, dachte Zacharias, und klopfte an. Jemand öffnete. Ein Engel stand da mit einem schönen und strengen Gesicht und